

Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

Gemeindelebenaffin 95:5

Gemeindeentwicklung in städtischen Gemeinden **3**

Systematisch-theologische Überlegungen

Heil und Heilung **10**

Leserbriefe • Für Sie gelesen

Buchhinweis **15**

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Lust und Frust im Gottesdienst“, so war das Thema einer Pfarrkonferenz Anfang des Jahres überschrieben. Und es war bemerkenswert, wie schnell man in der Gesprächsrunde bei der Anzahl der Gottesdienstbesucherinnen und -besucher landete. „Manchmal frage ich mich schon, für wen ich das eigentlich mache“, bekannte eine Kollegin freimütig. Intensive Vorbereitung von Liturgie und Predigt über mehrere Tage hinweg, und dann doch vergleichsweise leere Bänke.

Natürlich gibt es immer wieder und gottseidank auch überraschende Lusterfahrungen in Sachen Gottesdienst. Die kamen in besagter Pfarrkonferenz oft zur Sprache. Trotzdem sollten wir nicht zu leicht über diese Frage hinweg hören: Für wen machen wir das? Wer kommt eigentlich zu unseren Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen, wer kommt nicht – und warum? Im Zusammenhang damit haben wir uns in der Schriftleitung an einen Beitrag im „Korrespondenzblatt“ des bayerischen Pfarrvereins erinnert. Er beschäftigte sich genau mit unserer Fragestellung: wie ist das mit der Teilnahmefrequenz als Kriterium von Gemeindeleben, was wollen Gemeindeglieder, die nicht aktiv am Leben der Gemeinde teilnehmen, wie ist das Verhältnis von Gemeindeleben und Glaubensleben, was meint Mitgliederbindung? All diese Themen spricht der Kollege Dr. Markus Ambrosy

unter der neugierig machenden Überschrift: „Gemeindelebenaffin 95:5“ an. Wir empfehlen diesen Beitrag Ihrer Aufmerksamkeit, danken den bayerischen Kollegen für die Möglichkeit des Nachdrucks und sind gespannt auf Ihre Reaktionen!

Nicht minder empfehlenswert ist der Beitrag des Kasseler Systematischen Theologen Professor Tom Kleffmann: „Heil und Heilung in systematisch-theologischer Sicht“. „Vom Heil zu reden setzt ein Verständnis des Unheils voraus“ ist ein nachdenkenswertes Satz, mit dem der Autor seinen Beitrag beginnt. Und er führt seinen Gedankengang am Ende auch zur Frage des kirchlichen Handelns in der und durch die Gemeinde. Auch hier wünschen wir gewinnbringendes Lesen!

Wie aufmerksam Sie unser Hessisches Pfarrblatt im Übrigen zur Kenntnis nehmen, konnten (oder mussten...) wir nach Auslieferung der letzten Ausgabe erfahren: Durch ein Versehen der Druckerei sind in der vorweihnachtlichen Betriebsamkeit Ordinationsjubiläen und Geburtstage unter den Persönlichen Nachrichten von Hessen und Nassau vertauscht worden. Auch die Schlusskorrektur hat es übersehen – aber nicht unsere Leser! Wir bitten um Entschuldigung und danken für Ihre Aufmerksamkeit, auf die wir auch in 2012 hoffen: im Hinblick auf mögliche Fehler und noch viel mehr im Hinblick auf die abgedruckten Beiträge!

Mit freundlichen Grüßen

Maik Dietrich-Gibhardt und Susanna Petig

Einladung

5. Theologischer Studientag

für Pfarrerinnen und Pfarrer im aktiven Dienst – und ihre Ehepartner/innen

mit Prof. Dr. Christa Reich, Bad Vilbel

und Prof. Dr. Hans Schneider, Marburg

**„Sie lobten Gott – und ihre Fesseln fielen ab
Wie Singen zu evangelischer Freiheit bewegt“**

Hans Schneider beschreibt die Reformation als Singebewegung und fragt nach der Bedeutung des Singens für den Aufbau der Gemeinde und der Kirche heute. Christa Reich will zum Gemeindegesang anstiften, entsprechend der Einsicht Luthers „So sie's nicht singen, glauben sie's nicht“.

Montag, 23. April 2012, 9.30 - 17 Uhr

Exerzitienhaus, Franziskanisches Zentrum für Stille und Begegnung

Kreuzweg 2 – 65719 Hofheim am Taunus

Veranstalter: Pfarrerinnen- und Pfarrer-Gebetsbund (PGB)

Anmeldung: Ev. Dekanat Gladenbach, Teichstraße 5,
35075 Gladenbach, FAX: 06462 – 915 406, bis 7. April 2012

Gemeindelebenaffin 95:5

Markus Ambrosy

95:5? Hinter diesen beiden Zahlen steht eine in vielen Gemeinden anzutreffende konkrete Arbeits- und Gemeindesituation.¹ Rund 5% aller Gemeindeglieder einer Gemeinde nehmen – statistisch gesehen – in der einen oder anderen Form regelmäßig am Gemeindeleben teil; die Hälfte besucht – statistisch gesehen – regelmäßig den Gottesdienst, also gerade einmal 2,5% der Gemeindeglieder. Das war so, dies belegen die seit Alexander von Oettingen um 1878 eingeführten Kirchenstatistiken, das ist so und das wird vermutlich auch nie anders werden. 5% bzw. 2,5% – nicht mehr, nicht weniger. Besonders auffällig ist dies in unseren Tagen u.a. aber deswegen, weil diese 5% bzw. 2,5% sich eben aus immer weniger Gemeindegliedern absolut rekrutieren, was als schmerzhafter Schrumpfungsprozess erlebt wird.²

1 Teilnahmefrequenz als Kriterium von Gemeindeleben

95 % der Gemeindeglieder einer Gemeinde sieht man dagegen wenig bis gar nicht, sie nehmen in keiner wahrnehmbaren Weise aktiv am Gemeindeleben teil. Auch das war so und wird wohl immer so sein, ist insofern nicht neu. Zahlreiche Etiketten wurden für diese statistisch übergroße Menge im Laufe der Jahrzehnte gefunden: »U-Boot-Christen«, weil sie immer nur an Weihnachten auftauchen; etwas neutraler soziologisch als »Christen in Halbdistanz«; vor dem Hintergrund gescheiterten pastoralen Bemühens auch gelegentlich als »Karteileichen« bezeichnet. Im Gegensatz dazu wurde und wird der »inner circle« einer Gemeinde dann gerne als »Kerngemeinde« bezeichnet bzw. qualifiziert. Das dafür maßgebliche Kriterium dieser Qualifizierung ist dabei die messbare Teilnahmefrequenz an gemeindlichen, besonders an gottesdienstlichen Veranstaltungen, kurz und überspitzt gesagt: »Je häufiger, desto kerniger.«

2 Gemeinden als perpetuierende Systeme

Eine weitere Beobachtung kommt hinzu, die aus obigem Kriterium ihre Logik bezieht: Etwa 95% aller pfarramtlichen Aufmerksamkeit gilt folgerichtig jenen 5% Gemeindegliedern,

die »sichtbar« in Gemeinden in Erscheinung treten. Und gut 95% aller verantwortlichen Funktionsstellen/-ämter einer Gemeinde, wie z. B. die Kirchenvorstände, rekrutieren sich aus jenen besagten 5%, denken und entscheiden aber dem demokratischen Anspruch nach für 100% aller Gemeindeglieder. Dies kommt besonders weitreichend dann zum Tragen, wenn im Falle einer Ausschreibung einer Pfarrstelle eben jene maßgeblich die Erwartungshaltung der Gemeinde zu formulieren haben. Es darf auch nicht weiter verwundern, dass vermutlich 95% aller Pfarrer und Pfarrerrinnen herkunftsmäßig eben jenen 5% entstammen, die das Gros einer sichtbaren Gemeinde bilden. Soziologisch gesehen gleicht damit diese extreme Engführung einer Art perpetuierendem System, eine Tendenz, die zudem innerhalb dieses Systems noch einmal verschärft wird, wenn man die in Kirchengemeinden überwiegend anzutreffenden Milieus bzw. Lebensstile zur Kenntnis nimmt. Faktisch laufen Gemeinden so gesehen ihrem ureigenen Anspruch einer Volkskirche doppelt entgegen: Sie sind sowohl prozentual als auch soziologisch längst spezifische Milieukirchen geworden, wie die umfangreichen Untersuchungen von Hauschildt deutlich gemacht haben. Gänzlich ernüchternd ist freilich die Einsicht, dass 95% aller nicht in Erscheinung tretenden Gemeindeglieder faktisch die finanziellen Mittel für das Gemeindeleben mit seinen Angeboten vor Ort aufbringen. Ökonomisch müsste man hier eigentlich von einer Art Subventionierung der einen durch die anderen sprechen, wie sie sonst nur im staatlich geförderten Kulturbetrieb anzutreffen ist. Nur: Aus dem Staat und seinem Finanzierungssystem kann kein Bürger aussteigen, auch wenn er sich durch manches nicht repräsentiert fühlt. Aus der Kirche aber schon!

3 Das Gros einer Gemeinde ist gar nicht gemeindelebenaffin

All das war (fast) immer schon so. Darf es aber auf Dauer auch so bleiben – auch und vor allem, wenn man die Tatsache ernst nimmt, dass unsere Kirche ihrem Wesen nach Volkskir-

che sein will? Vorschläge dies zu ändern gab und gibt es in der Vergangenheit immer wieder, z.B. »Neu anfangen« oder Ähnliches. Sie scheitern aber innerhalb kurzer Zeit an einer ernüchternden Erkenntnis: Bei allem Engagement lässt sich die Anzahl jener, die aufgrund solcher Aktionen geworben werden und künftig bereit sind, sich aktiv in das sogenannte Gemeindeleben einzubringen, nur um einen minimalen Prozentsatz erhöhen. Woran liegt das? Zwei Einsichten gilt es ernst zu nehmen. Es gibt offensichtlich eine Art soziologischen Sättigungsgrad in jeder Gemeinschaft, also eine Anzahl von Menschen, die diese Gruppe noch integrieren kann, ohne sich selbst und ihre Identität zu verlieren. Sie liegt auf einem erstaunlichen konstanten Durchschnitt bei 5% der Gesamtgliederzahl und ist nach oben auf gerade einmal 120 Personen begrenzt. Bei dieser Größe kann jeder jeden noch kennen bzw. eher als gruppenzugehörig erkennen.

Ab dann (>120) beginnen Gruppen unübersichtlich zu werden und fangen an, sich zu teilen. Die US-amerikanischen Mega Churches mit ihren z.T. über 25.000 Mitgliedern haben dies leidvoll erfahren und unterteilen seitdem nach dieser Erkenntnis konsequent ihre Gemeinden in entsprechende große bzw. kleine Untergruppierungen mit jeweiligen Gruppen- und Untergruppenleitern. Darf es verwundern, dass die Anzahl aktiver Gemeindeglieder in unseren Gemeinden, aber auch bei vergleichbaren Organisationen (z.B. bei Sportvereinen) ebenfalls in etwa bei 5% der eingeschriebene Mitglieder, selten aber über 120 Personen liegt? Zum anderen: Die 5% verfügen bei aller Unterschiedlichkeit über eine Gemeinsamkeit: Sie sind gemeindelebenaffin, d.h. es sind Menschen, die grundsätzlich bereit und willens sind, sich kirchlich vergemeinschaften zu lassen. Die allermeisten von ihnen (95%?) stammen übrigens aus entsprechenden Herkunftsfamilien, was heißt: Sie haben dort gelernt: Religion und Gemeinschaft gehören zusammen. Legen wir diese Beobachtung, die Gerald Kretschmar in seiner Habilitation »Kirchenbindung« ausführlich wissenschaftlich darlegt, zugrunde und betrachten unsere Art, wie in den meisten Gemeinden Gemeindeleben gelebt wird und sich präsentiert, dann spiegelt sich dort genau dies wider. Man muss grundsätzlich Gemeinschaft und ihre sehr speziellen und spezifischen Darstellungsformen akzeptieren und deren sehr eigene Gemein-

schaftscodes entziffern können und wollen, um sich ihnen auf Dauer und mit Gewinn auszusetzen. 5% aller wollen dies und tun es durchaus mit Gewinn. Für einen Großteil dagegen ist dies keineswegs selbstverständlich. Faktisch gleichen Kirchengemeinden soziologisch einem Verein und innerhalb der sog. Kerngemeinde einer Art Familienverbund, dessen heimliche »Währung« Beziehung heißt. Gerade letzteres macht aber auch den besonderen Reiz von Gemeinden aus und ist häufig der Grund für ein unvergleichliches Engagement von Haupt- und Nebenamtlichen. Bei genauerem Hinsehen ist freilich die dahinterstehende Struktur die: Wenige machen Vieles für Wenige. Und eine überspitzte Form von Bestätigung erfährt die Gruppe dann dahingehend, dass »die anderen«, denen gebetsmühlenartig ja auch die stetige Einladung zu kommen gilt, gerade eben nicht kommen. Dies gibt der bestehenden Gruppe dann in der ihr eigenen Logik das Recht, so zu bleiben wie man ist.

Durchforscht man freilich Berichte über das Leben von Kirchengemeinde im Laufe der Zeit, dann wird man feststellen: Es war im Wesentlichen immer schon so, zumindest seit etwa 100 Jahren, seit sich das Gemeinde(haus)leben als wichtiges zweites Standbein neben dem offiziellen gottesdienstlichen (Kirchen-)Leben herausgebildet hat, sich zusätzlich zur klassischen Gottesdienstgemeinde also die »Vereinskirche« gebildet hat. Warum aber, so darf man wohl fragen, warum sollten ausgerechnet für die Kirche als sichtbare Kirche nicht jene soziologischen Gesetzmäßigkeiten gelten, die nun einmal für alle Verbünde gelten?

4 Die Mutter aller Fragen: Wer ist die Gemeinde eigentlich?

Gegenwärtige Gemeindeentwicklungskonzepte müssen sich von daher fragen lassen, wie sie auf die »Mutter aller Fragen« zu antworten gedenken: »Wer ist die Gemeinde eigentlich?« (so pointiert mein Puchheimer Kollege Rainer Höfelschweiger). Es bringt dabei nur wenig, sich an dieser Stelle in ekklesiologischen Metadiskussionen zu verlieren, die zwar beständig den reformatorischen Kirchenbegriff der CA wiedergeben, aber dann häufig zu kaum greifbaren praktischen Handlungsmodellen führen, weil nicht zur Kenntnis genommen wird, dass nicht die CA das Bewusstsein der Gemeindeglieder prägt, sondern de-

ren eigene Lebens- und Wahrnehmungswirklichkeit – und die ist eine deutlich andere. Wer also ist die Gemeinde? 95% aller Arbeiten gelten der sog. Kerngemeinde mit ihren rund 5% Anteil an der Gesamtgemeinde; auch der Großteil landeskirchlich administrativer Anweisungen und Strukturen dient ebenfalls ihr und ihrem Erhalt.

In der Pflege und dem Erhalt der sog. Kerngemeinde liegt für Hauptamtliche, nolens volens, der in der Regel absolute Schwerpunkt der Arbeit, hier ist der größte Lust-, aber auch der größte Frustfaktor. Unausgesprochen gilt die Gleichung: Die Gemeinde, das ist die Kerngemeinde. Gleichzeitig leiden die meisten Hauptamtlichen aber darunter, dass trotz einer gewaltigen Arbeitsleistung die Gemeinden nicht wachsen, sondern faktisch schrumpfen. Doch kann das verwundern? Wie sollen Gemeinden wachsen, wenn die meiste Arbeit jener sog. »Kerngemeinde« gilt, die sich faktisch durch eine unglaubliche Stabilität auszeichnet und realistisch gar kein Wachstumspotential, zumindest kein quantitatives, bietet?

5 Gemeinden schmelzen von ihren Rändern ab, nicht vom Kern

Wo Gemeinden dagegen kontinuierlich Leute verlieren, das ist aus dem riesigen Pool der 95%! Hier kommt es nicht dramatisch, aber beständig zu einer Art Polkappeneffekt: Man schmilzt an den Rändern, nicht im Kern! Doch dessen ungeachtet wird aber unendlich viel Energie in Gemeinden eben nicht dort eingesetzt, wo es entsprechend nötig wäre. Warum aber nicht? Es ist erstaunlich und befremdlich: Weil zum einen die Lebenswelten eben jener »Nicht-Kerngemeindler«, inklusive ihrer zum Teil eventuell eigenen Frömmigkeitsformen, wenig bis gar nicht bekannt sind, ja oft sogar einer stillen Verdachtshermeneutik ausgesetzt sind (»Karteileichen«). Unbewusst wird auch hier wieder die Frequenz an der für andere sichtbaren Teilnahme am Gemeindeleben zum Maßstab der religiösen Ernsthaftigkeit genommen. Die inzwischen zahlreichen religionssoziologischen Milieu- und Lebensstiluntersuchungen zeigen hier freilich ein außerordentlich differenzierteres Bild, finden jedoch in die praktische Arbeit vor Ort noch zu wenig bewussteinsbildenden Eingang. Immer wieder wird ein Gegeneinander konstruiert nach dem Modell: Öffnen wir unsere Gemeinden für »die anderen«, brechen uns »unsere eigenen

Leute« weg. Man denke exemplarisch nur einmal an das leidige Thema Öffnung der Kirchenmusik für zeitgemäße Musikformen, das leicht zum Glaubenskrieg werden kann. Die dort geäußerten Befürchtungen sind übrigens so falsch nicht, allein: der eigentliche Ansatzpunkt ist dabei aus dem Fokus geraten.

6 Auch wer nicht aktiv am Gemeindeleben teilnimmt, will als Gemeindeglied ernst genommen werden

Die Tatsache, die dabei außer Acht gelassen wird, ist m.E. nach die: Es gibt eine nicht unerhebliche Anzahl von Gemeindegliedern, die sich mit großem Selbstverständnis als Gemeindeglieder verstehen, auch wenn sie nicht für andere erkennbar an dem jeweils vor Ort gebotenen Gemeindeleben teilnehmen. Allein dass sie nicht austreten, ist deswegen zunächst einmal als deren selbstbestimmte Entscheidung ernst zu nehmen! Und: Sie wollen gar nicht zu jenem »inner circle«, der sog. Kerngemeinde, gehören! Sich um sie in besonderer Weise zu kümmern, stellt von daher kein Bedrohungspotential für eben jene Kerngemeinde dar!

Nur – und darin liegt die Pointe – auch dieser Typus will eine ihm und seinem Bindungsverhalten angemessene Begleitung und Wertschätzung als Gemeindeglied erfahren! Und daran mangelt es – in der Regel mit fatalen Folgen für eine Kirche, die sich noch immer als Volkskirche versteht.

Bei genauem Hinsehen ergibt sich in fast jeder Gemeinde eine Parallelstruktur unterschiedlicher Partizipationen von Gemeindegliedern. Um sie zu begreifen, ist es aber nötig, vom wertenden Begriff der Kerngemeinde und von der Bezeichnung »Christen in Halbdistanz« Abstand zu nehmen. Statt dessen ist angemessener vom Bindungstyp A zu sprechen, der kontinuierlich gemeindelebenaffin ist; Bindungstyp B fühlt sich grundsätzlich seiner Gemeinde durch Mitgliedschaft verbunden, drückt dies aber nicht durch sichtbare Präsenz aus, sondern wählt ganz anderen Formen zur Pflege seines Glaubenslebens jenseits des für alle sichtbaren Gemeindelebens.

Dass in ersterem Fall der Begriff Kerngemeinde eine soziologisch problematische Wertung erhält, liegt auf der Hand. Da die meisten unserer Gemeinden aber nach dem Modell einer »Mitmachkirche« im Sinne von möglichst häufiger Präsenz ausgerichtet sind, bekommt

dieses Selbstverständnis als Kerngemeinde eine problematische theologische Konnotation: Mangelnde Teilnahme am Gemeindeleben wird als mangelndes Interesse am Glaubensleben ausgelegt! Diese Einstellung, auch wenn sie faktisch in dieser Drastik wohl kaum offen geäußert wird, ist aber theologisch indiskutabel und führt gemeindentwicklerisch in letzter Konsequenz in die Separation. Kritisch ist vielmehr zu fragen, warum es bisher praktisch keine Modelle zur Pflege der Kirchenmitgliedschaft gibt, die nicht insgeheim auf eine Frequenzsteigerung im Teilnahmeverhalten abzielt.

7 Gemeindeleben und Glaubensleben sind nicht deckungsgleich

Noch einmal die bisherigen Kerngedanken, die, wenn sie nicht richtig nachvollzogen werden, zu gefährlichen Missverständnissen führen können.

a) Es geht nicht um ein Entweder–oder von Kern- und Nicht-Kerngemeinde, sondern um ein Sowohl – als auch. In der sog. Kerngemeinde drückt sich das berechtigte Grundbedürfnis bestimmter Gemeindeglieder nach Vergemeinschaftung im Zusammenhang ihres Glaubenslebens aus. Es gibt aber auch Gemeindeglieder in einer Gemeinde, deren Glaubensleben andere Formen sucht, als sich im konkreten Gemeindeleben vor Ort einzubringen. Dass freilich auch deren Glaubensleben einer geeigneten pastoralen Begleitung bedarf, ist elementar; nur muss diese Begleitung eben anders aussehen, als die traditionell an Kerngemeinden orientierte Arbeit es nahelegt. Bisher gilt aber der größte Teil der pastoralen Arbeit der sog. Kerngemeinde, obgleich der Großteil der tatsächlichen Gemeinde dieser Bindungsform gar nicht entspricht.

b) Es geht also nicht um ein Mehr an Arbeit, sondern um eine sachgemäße Verlagerung der Aufgaben innerhalb einer Gesamtgemeinde, insbesondere, was die Arbeit der Pfarrer und Pfarrerrinnen betrifft, deren besondere berufliche Kompetenz eben auch dort liegt, wie Isold Karle überzeugend dargelegt hat, wo es um den Kontakt mit Nicht-Kerngemeindegliedern geht. Dies scheint angesichts der faktischen Zahlen von 95:5 nicht nur gemeindentwicklerisch angemessen, sondern auch theologisch ernsthaft zu bedenken zu sein.

c) Alle Parolen zu mehr Gemeindewachstum können ernsthaft betrachtet nur bedeuten,

das Abschmelzen deutlich zu verlangsamen. Alles andere ist illusorisch. Gerade hier aber geraten besagte 95% besonders ins Blickfeld, denn aus ihnen rekrutieren sich fast 100% der Austrittswilligen. Der Schwerpunkt muss von daher in einem gesteigerten Bemühen um Mitgliederbindung liegen.

8 Wachsen heißt, sich um die gesamte Gemeinde zu kümmern – und die besteht in »beiderlei Gestalt«

Neben handfesten ökonomischen Interessen, die übrigens keineswegs immer verschämt verschwiegen werden müssen, sollte es auch ein gesteigertes Interesse aller Hauptamtlichen geben, neben der Pflege der jetzigen 5% sich künftig auch intensiver um jene 95% zu kümmern, die eben nicht sichtbar und regelmäßig am Gemeindeleben teilnehmen, aber doch auch Gemeindeglieder sind. Wenn überhaupt noch von Wachstum in unserer Kirche die Rede sein soll, dann ist dies angesichts sinkender Geburtenzahlen, stetiger Überalterung und zunehmender Konfessionslosigkeit ohnehin die einzige Chance, die Kirchenbindung eben jener 95% zu stärken. Zum anderen und wohl viel wichtiger noch: Müsste dies nicht auch und besonders eine theologische Aufgabe sein, die wir allen unseren Gemeindegliedern schuldig sind? Steht der häufig anzutreffenden kirchlichen Praxis: »Kommst du nicht zu mir, dann ich auch nicht zu dir!«, die sich zuallermeist aus der Bindung von 95% der Kräfte an die sog. Kerngemeinde ergibt, nicht im besten Sinne auch der berechtigte theologische Anspruch entgegen, möglichst alle Gemeindeglieder geistlich zu begleiten?

Auf Dauer darf jedenfalls nicht eine eingeschränkte Ekklesiologie sein, die die Teilnahmefrequenz am Gemeindeleben zum heimlichen Maßstab pastoralen Bemühens macht. Auch wenn es manches Mal hart ist, reformatorisches Kirchenverständnis erträgt es, dass Gemeinden »in beiderlei Gestalt«, also mit jenen Menschen, die da und jenen, die nicht da sind, Gemeinde im Vollsinn bilden.

9 Dem Geist Gottes vertrauen bedeutet nicht, Dinge dem Zufall zu überlassen

Gemeindeentwicklung heute bedeutet, unter den gegenwärtigen Bedingungen nach gezielt den Möglichkeiten von Gemeinde von morgen zu fragen. Die Praktische Theologie hat dazu in den letzten 10 Jahren unter anderem eine Reihe von theologischen Kriterien

zur Gemeindeentwicklung bereitgestellt. Gemeindeentwicklung ist damit eine Grundaufgabe der Gemeindeleitung, es reicht nicht aus, Gemeinden zu verwalten, vielmehr sie zu gestalten ist die Aufgabe von heute für morgen. Das Neue und das Wichtige am Modell 95:5 ist, die unterschiedlichen Kirchenbindungstypen als der Volkskirche systemimmanent zu akzeptieren und entsprechend zweigleisig damit zu arbeiten.

Folgende vier Fragen können helfen, die Dinge nicht dem Zufall zu überlassen:

- a) Wer kümmert sich bei uns
- b) mit welcher Qualifikation und Motivation
- c) in welchem Umfang um die Mitgliederbindung?
- d) Wie werden die Ergebnisse evaluiert und was geschieht mit ihnen?

10 Wer kümmert sich bei uns oder: Mitgliederbindung braucht einen Verantwortlichen

Wer kümmert sich eigentlich bei uns um diesen Bereich, das haben wir uns auch in Puchheim, einer typischen Münchner Stadtrandgemeinde mit 3500 Mitgliedern, fragen müssen. Wie wohl in den meisten Gemeinden war die Antwort darauf: Viele, irgendwie, ein wenig. Lange Jahre bestand dazu auch keine Notwendigkeit, gezielt dieser Frage nachzugehen; der Gemeindegliederschwind war nicht oder noch nicht gemeindebestandsgefährdend.

In nur wenigen Gemeinden wird es jemanden geben, der beauftragt ist, gar hauptamtlich seinen Arbeitsschwerpunkt hier sieht; diese Arbeit geschieht irgendwie nebenbei, wenn überhaupt. In Puchheim haben wir uns dazu entschieden, dass dies der Arbeitsschwerpunkt der 0,5 Stelle ist, mit entsprechender Entlastung an anderer Stelle. Zum einen, um die Bedeutung dieses Bereiches auch im Kirchenvorstand klar zu machen. Zum anderen ist gerade dafür pastorale Kompetenz nötig, die in der Lage ist, lebensstilübergreifend mit den Kerngemeinde Fremden angemessen in Kontakt zu treten und zu bleiben.

Im Folgenden sollen unsere Überlegungen und die daraus gezogenen gemeindespezifischen Konsequenzen Folgerungen als Anregung dargestellt werden. So sehr obige vier Grundfragen auf alle Gemeinden zutreffen, so wenig müssen es die nun folgenden konkreten Auswirkungen für andere sein.

11 Mitgliederbindung braucht pastorale Kompetenz, Zeit, Mittel und eine entsprechende Qualifikation

Isolde Karle und Klaus Raschok haben in ihren jeweiligen Beiträgen zeigen können, dass gerade im Kontakt mit Menschen, die eher kirchenfremd sind, dem/der Pfarrer/Pfarrerin eine bedeutende Stellung zukommt, die von keinem Ehrenamtlichen, und sei er noch so geschult, ausgefüllt werden kann. Durch seine/ihre Ausbildung verfügt er/sie über Deutungsmuster und eine Sprachfähigkeit, die dringend im Umgang mit Nicht-Kerngemeindegliedern erforderlich sind. Und: Er/sie genießt bis heute einen großen Vertrauensvorsprung – auch und gerade bei sog. Kirchenfremden. Dies ist damit keine Status-, sondern eine Kompetenzfrage! Zu dieser, insbesondere in der Seelsorge erworbenen, pastoralen Grundkompetenz muss aber eine zweite treten, die sich intensiv dem Arbeitsfeld Mitgliederorientierung / Gemeindeentwicklung widmet. Wer diesen Arbeitsbereich in einer Gemeinde übernimmt, braucht nicht nur einen klaren Auftrag, die nötige Zeit und die erforderlichen Mittel dazu, sondern muss auch entsprechend geschult werden, da das bis heute nur sehr bedingt Teil der Ausbildung von Pfarrern/innen ist. Entsprechende Angebote und Literatur gibt es inzwischen zur Genüge. Entscheidend für den Erfolg ist freilich die innere Einstellung / Motivation zu diesem Arbeitsbereich: Mitgliederorientierung ist nicht lästige Pflicht, sondern eine Frage der Einstellung zur Volkskirche und geistlicher Dienst im besten Sinne! Als Pfarrer/innen sind wir zum Dienst an allen unseren Gemeindegliedern ordiniert. Nicht wer mitgliederorientierte Gemeindegliederarbeit mit dem Ziel der Mitgliedergewinnung und -bindung leistet, muss dies begründen, sondern wer dies nicht tut! Die steilste Klippe bei solch einer klaren Aufgabenbeschreibung wartet aber im Bereich der Kerngemeinde, die ihrem Wesen nach wie ein »sekundäres Familiensystem« funktioniert, dessen heimliche Währung »Beziehung« ist. Es bleibt in der Regel nicht lange verborgen, dass der Kollege / Kollegin sich nicht schwerpunktmäßig in der Kerngemeinde engagiert: Weniger sichtbare Präsenz hier bedeutet dann auch weniger Zuwendung ihm/ihr gegenüber – dies ist nicht immer leicht auszuhalten. Wenig zielführend ist es in der Regel, diese vom Gedanken der Volkskirche her auch geforderte Schwerpunkts-

setzung auch den 95% gegenüber dem »Großteil« der Gemeinde, sprich der Kerngemeinde, nahe bringen zu wollen. Deren offene oder heimliche emotionale Ablehnung ist natürlich und zu erwarten, sie ist geradezu systemimmanent. Eine »Entschädigung« für den/die Beauftragten sind aber in der Regel inhaltlich sehr befriedigende Begegnungen zu den sog. Kirchenfremden, die zudem deutlich weniger Vereinnahmungstendenzen auf der Beziehungsebene mit sich bringen. Nochmals sei an dieser Stelle betont: Mitgliederbindung ist pastorales Kerngeschäft! Sie ist nicht an andere zu delegieren, wie andere Bereiche innerhalb des Kerngemeindeflebens. Es käme ja auch ernsthaft niemand auf die Idee, Kasualien an Ehrenamtliche abzugeben.

Wo nicht mehrere Kollegen/innen in einer Gemeinde tätig sind, sollte alles daran gesetzt werden, diesen Arbeitsbereich pastoral wahrzunehmen und dafür andere Aufgabenbereiche an Ehrenamtliche abzugeben!

12 Mitgliederbindung hat konkrete Orte und Anlässe

Die größte Herausforderung für Hauptamtliche besteht unter anderem darin, dass man nur sehr bedingt Kontakt zu eben jenen hat, zu denen man kaum Kontakt hat. Wie man mit jenem Klientel Kontakt aufnimmt, ist vielfach praktisch beschrieben worden. Der entscheidende Punkt freilich wird hier jedoch leicht übersehen. Es handelt sich bei diversen Publikationen in der Regel um das klassische Nachdenken aus der Sicht der Kerngemeinde, wie man mit »Randständigen« Kontakt aufnehmen kann, um sie »zu einem der unsrigen zu machen«; weniger aber um die Sichtweise, wie »Nicht-Kerngemeindler« ihrerseits den Kontakt zu ihrer Gemeinde suchen. Die Antwort auf diese Frage ist letztlich maßgeblich. Hier zeigt sich nämlich am deutlichsten, wo deren eigentliche Bedürfnislage am stärksten ausgeprägt ist, Kirche vor Ort in Anspruch zu nehmen.

12.1. Kasualien als pastorales Kerngeschäft

Es sind und bleiben allem voran die Kasualien im engeren und weiteren Sinn, die hier mit Abstand die Spitzenreiterposition einnehmen. Sehr vereinfacht geht es dabei darum, dass Menschen bei Kasualien einen für sie erkennbaren triftigen Grund haben, mit der Kirche vor Ort in Kontakt zu treten (hierzu gehö-

ren auch: Erntedank, Weihnachten usw.). Hier bestehen folgerichtig auch die größten Chancen, durch einen entsprechenden Umgang mit dieser Erwartungshaltung die bestehende Kirchenbindung zu erneuern bzw. zu festigen. Ohne im Einzelnen eine Theologie der Kasualien zu entfalten, gilt hier jedoch die nüchterne Frage, wieviel Zeit das Tagesgeschäft eines Pfarramtes es überhaupt noch zulässt, intensiv in Vor- und Nachbereitung auf diese Kasualien einzugehen? Dieter Becker ist auch dieser Frage unter dem Stichwort »Arbeitszeiten im heutigen Pfarrberuf« einmal empirisch nachgegangen. Tatsächlich sind Kasualien der entscheidende Berührungspunkt mit jenen aus den 95% der nicht am Gemeindeleben Teilnehmenden! Werden aber nicht häufig bereits 95% der eigenen Arbeitsleistung für den Erhalt der kerngemeindlichen Arbeit aufgezehrt, so dass für dieses pastorale Kerngeschäft zu wenig Zeit und Kraft bleiben? Man traut sich bei »Kirchens« ja nur verschämt Vergleiche aus dem Wirtschaftsleben zu ziehen, dort aber gilt der eiserne kaufmännische Grundsatz, dass in der Regel nicht mehr als 20% Arbeitskraft für den Innendienst eingesetzt werden sollten. Gerade in Zeiten der Ökumene gilt es auch einmal den Blick z.B. auf den Bereich der Evangelischen Freikirchen zu richten, bei denen die jeweiligen Pfarrer faktisch kaum die Gemeindeverwaltung ausüben. Man kann nur staunen, was dort alles gelingt, wenn man geeigneten Gemeindegliedern die Möglichkeit einräumt, ihre Gaben zur Organisation des Gemeindelebens einzubringen. Pointiert im Sinne von Rudolf Roosen gesagt: Für das Gemeinde(-vereins)leben der (Kern-) Gemeinde und seine lebendige Gestaltung braucht es keine Pfarrer/in! Beleg dafür ist u.a., dass gerade in Zeiten von Vakanz viele Gemeinden ein ganz erstaunliches Eigenleben zeigen, bei dem der Vakanzpfarrer in der Regel sich ganz auf das pastorale Kerngeschäft konzentrieren kann.

12.2. Das Lifeline-Prinzip oder: Mit-Teilungen schaffen Bindung

Kasualien sind der Berührungspunkt mit Menschen, die nicht regelmäßig am Gemeindeleben teilnehmen. Aus gegebenem Anlass nehmen sie Kontakt mit ihrer Kirche auf – bis zum nächsten Mal. Daraus zu folgern, sie fühlten sich ihrer Gemeinde nicht weiter verbunden – auch wenn sie nicht am Gemeindeleben aktiv teilnehmen – wäre falsch. Von daher ist

es von großer Bedeutung, dass seitens der Gemeinden kontinuierlich Kontakt auch und gerade mit diesen Gemeindegliedern gepflegt wird. Das wichtigste Medium dazu ist der sog. Gemeindebrief, sofern er flächendeckend an alle Gemeindeglieder verteilt wird. Er ist sozusagen die kommunikative »Lifeline« zur Gemeinde. Das Problem ist allerdings, dass der Gemeindebrief häufig aus der Sicht von Kerngemeindegliedern für Kerngemeindeglieder konzipiert ist, insofern also soziologisch den Vereinsnachrichten ähnelt. Dies hat dann weniger eine inklusive als eine exklusive Wirkung auf jene, die am »Vereinsleben« nicht teilnehmen. Es geht dabei nicht um Kritik, sondern um einen angedeuteten Perspektivenwechsel, wenn klar ist, dass dies das wichtigste Kontaktmedium zu den meisten unserer Gemeindeglieder ist. Dann sollte es weniger die Gattung der internen Vereinsnachrichten (häufig mit internen Vereinsnachrichten, Rückblicken usw.) haben, als sich vielmehr – in Sprache und Inhalt – an der Gattung und dem Anspruch einer Mitgliederzeitung orientieren. Die Botschaft ist dabei deutlich: Mit dieser Publikation halten wir mit dir Kontakt und halten dich auf dem Laufenden. Es gilt der Grundsatz: Mit-Teilungen schaffen Bindung. Als besonders ansprechend hat sich hierbei der elektronische Newsletter unserer Gemeinde: »Go(o)d news« erwiesen, der neben seinem allgemeinen Infoteil lebensstilgerechte aktuelle Einzelinformationen bietet. Auch hierbei ist pastorale und journalistische Kompetenz unbedingt erforderlich.

13 Mitgliederbindung ist messbar – auch wenn wir es nicht gerne hören

Keine Zielangaben ohne die Möglichkeit, deren Erreichen auch zu überprüfen und ggf. zu verbessern. Das lehrt der kybernetische Regelkreis. Die Messbarkeit von Gemeindebindung, und nur darum geht es hier, ist stark eingeschränkt, weil wir nur wenig Datenmaterial haben. Trotzdem erweisen sich in der Praxis drei Parameter als gute Hinweise: Kirchenausritte, Kontakte und Spenden, insbesondere Kirchgeld. Unsere Erfahrung ist die: Wo Kontakte mit Kirche zustande kamen, kam es zu keinen Austritten und wir waren bemüht, so viel in Kontakt mit unseren Gemeindegliedern zu sein wie möglich. D.h., dass das professionell werbende Bemühen auch und gerade um Kirchendistanzierte sich in einer Halbierung der Austritte und einer Vervielfachung des

Kirchgeldes bemerkbar gemacht hat. Natürlich gibt es viele Unschärfen bei dieser Beobachtung, aber der Grundansatz scheint sich zu bestätigen: Nur wer keine Beziehung mehr zu seiner Kirche hat, tritt aus. Unsere Aufgabe ist es, diese Beziehung kontinuierlich am Leben zu erhalten. Kurz: Mitgliederbindung geschieht durch Mitgliederpflege. Diese ist je nach Gemeinde zum Teil völlig unterschiedlich, aber es gibt keine Gemeinde ohne Gemeindeglieder. Von daher ist der Bereich der Mitgliederbindung ein offenes System, das permanent bearbeitet und verbessert werden muss.

Es ist nicht mehr Arbeit, es erfordert aber eine andere Art von Arbeit, eine, die letztlich von den meisten, die sich darauf einlassen, als Bereicherung empfunden wird – ein Gewinn für die Gemeinden und für einen selbst.

1 Vortrag auf der Pfarrkonferenz des Prodekanates München-Nord und der Dekanatssynode München-Nord im Februar bzw. März 2010

2 Die Literaturmenge zum Thema ist inzwischen gewaltig. Meine Überlegungen wiedergefunden habe bzw. zu ihnen angeregt wurde ich, neben zahlreichen Gesprächen mit meinem Kollegen Rainer Höfelschweiger, der dieses Projekt zugleich wissenschaftlich begleitet, u.a. von: *Auksutat, Ksenija*, Gemeinde nah am Menschen, 2009; *Becker, Dieter*, Arbeitszeiten im heutigen Pfarrberuf, Dt. Pfarrerberblatt 2/2010; *Hermelink, Jan* u.a. (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, 2. Bd., 2006; *Karle, Isolda*: Der Pfarrberuf als Profession, 2001; *Dies.*: Volkskirche ist Kasualien- und Pastorenkirche! Dt. Pfarrerberblatt 12/2004; *Dies.*: Wozu Pfarrerinnen und Pfarrer, wenn doch alle Priester sind, Dt. Pfarrerberblatt, 1/2009; *Kretzschmar, Gerhard*, Kirchenbindung. Praktische Theologie der mediatisierten Kommunikation, 2008; *Raschzok, Klaus*, Gefragt, nötig, präsent: Zur Diskussion um den Pfarrberuf; *Korrespondenzblatt Nr.6/2008*; *Roosen, Rudolf*: Die Kirchengemeinde – Sozialsystem im Wandel: Analysen und Anregungen für die Reform der evangelischen Gemeindearbeit, 1998; *Schulz, Claudia, Hauschildt, Eberhard*, u.a., Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gesellschaft, 2008.

*Dr. Markus Ambrosy,
Pfarrer in Pelhaml b. München*

*Aus:
Korrespondenzblatt des Pfarrer- und
Pfarrerinnenvereins in der evangelischen
Kirche in Bayern, Ausgabe 8/9 2010*

Heil und Heilung¹

Tom Kleffmann

Um im christlichen Sinn von Heil und Heilung zu reden, ist zuerst

1. von dem Unheil zu reden, auf das sich die Verheißung des Heils bezieht. *Vom Heil zu reden, setzt ein Verständnis des Unheils voraus.* Hier ist zu unterscheiden. Unheil kann zum einen in äußerem Unglück, Unfall, Krankheit, drohendem Tod bestehen. Und die Frage ist, wie sich der allmächtige und allgegenwärtige Gott und Schöpfer darauf bezieht. Zum anderen aber, und das ist der primäre Sinn, besteht das Unheil nach christlichem Verständnis in der Sünde, in dem mehr oder weniger allgemeinen, unwahren Leben, in dem der Mensch, von Gott getrennt, nur um sich selbst kreist und seine Bestimmung zur Gemeinschaft mit Gott und dem andern Menschen verfehlt.

2. ist dann von dem Heil zu reden, welches Gott uns schenkt, indem er zum Menschen gekommen ist und so vom Umsichselbstkreisen erlöst – und von der Verlorenheit, die es in Wahrheit bedeutet. Denn die zentrale Botschaft des Christentums ist, dass Gott zum Menschen am Kreuz kam, also mitten in seine Verlorenheit, Angst und Einsamkeit.

Weiter ist zu fragen, wie dieses Heil für uns wirklich wird, indem wir uns darauf verlassen, also seiner Verheißung glauben, und wie dem Glauben die Heiligung entspricht.

Dieses Heil, unsere Gotteskindschaft, unsere Zugehörigkeit zum Mensch gewordenen Gott gilt, egal, ob wir im äußeren Leben im Glück oder im Unglück sind, ob wir krank sind oder gesund, ob wir den nahen Tod erwarten müssen oder nicht. Gleichwohl ist dann aber auch

3. zu fragen, was dieses Heil in der Christusgemeinschaft, welches der Glauben realisiert, für das leibliche Leben besagen kann – für sein Unheil etwa in Krankheit und Sterben. Sind wir als Christen dazu bestimmt, im Namen Christi auch *leiblich* zu heilen – und zwar womöglich nicht nur durch Taten der Nächstenliebe, durch vernünftige und liebevolle Pflege, sondern auch kraft des Glaubens?

1. Das Unheil

Das äußere Unglück, also Unfall, Krankheit, drohender Tod, erfährt seine theologische Bedeutung zunächst in der Frage der Theodizee, also der Frage, warum der allmächtige, gütige Gott es zulässt.

Hat dieses Unglück einen Sinn in der Vorsehung Gottes, und sei er auch unbekannt? Kann es als Strafe oder Prüfung zu verstehen sein (wie noch viele Lieder im Evangelischen Gesangbuch es vorführen)?

Das äußere Unglück als vergeltende Strafe für Sünde zu verstehen, ist aus verschiedenen Gründen kaum möglich. Es widerspricht der Liebe, die wir christlich als Wesen Gottes verstehen. Wenn denn sinnvoll von Strafe die Rede sein soll, so wäre zu sagen: Gott straft den Sünder durch Selbsterkenntnis in seiner Getrenntheit, aber nicht durch Schmerz. Und auch die reale Geschichte zeigt keinen solchen Zusammenhang. Dem Gottlosen geht es prächtig, weiß der Prediger Salomo, und Gott bringt den Frommen um wie den Gottlosen, klagt Hiob. Eine Krankheit mag individuell einen Sinn gewinnen, wenn sie mich zur Selbsterkenntnis und einer neuen Lebensorientierung bringt. Aber dass generell eine Krankheit oder ein äußeres Unglück für das Individuum einen Sinn hat, lässt sich beim besten Willen nicht erkennen. Allenfalls Überlebende können ihr Schicksal als Prüfung verstehen. Wenn aber das Erdbeben Tausende verschlingt oder ein Autounfall eine ganze Familie vernichtet, sind eben einfach alle tot. Müssen wir den Gedanken aushalten lernen, dass auf der natürlichen Ebene Sinnlosigkeit möglich ist? Dann ist die Allmacht Gottes anders zu denken – nicht als Übermacht, in der alles geregelt und bestimmt ist, sondern (wie Eberhard Jüngel sagt) als Allmacht der Liebe, in der Gott sich schließlich selber dem Tod des Menschen aussetzt, um ihn zu überwinden.

Dem mag dann auch ein neuerer Ansatz in der Schöpfungstheologie entsprechen, der Einsichten der physikalischen und biologischen Evolutionslehre zu integrieren vermag. Zum einen: dass es im Rahmen von allgemeiner Re-

gelhaftigkeit das Moment des Zufalls gibt, ist im allgemeinen eine Bedingung für die Selbstorganisation endlichen Seins. D.h. theologisch: das Moment des Zufalls ist eine Bedingung der Schöpfung, der Entstehung selbständigen Seins – auch wenn dies im Einzelnen sinnloses Unglück bedeuten kann. Zum anderen: nicht nur ist die Endlichkeit alles Gewordenen ein notwendiges Gesetz der Welt, sondern insbesondere sind Krankheit und Tod der Individuen Bedingung für die Evolution des Lebens. Was theologisch wiederum bedeutet: sie sind als Bedingung unseres geschöpflichen Daseins zu akzeptieren.

Nun kurz zum Unheil der Sünde: Gerade auch für die reformatorische Theologie ist die Einsicht entscheidend, dass es im Wesentlichen nicht um einzelne Übertretungen oder moralische Verfehlungen geht, sondern um eine Verkehrtheit im Subjekt des Lebens und Tuns selber. Die Grundsünde (Joest) besteht darin, dass der Mensch sich im Moment der unausweichlichen Negativität seines erwachsenen Fürsichseins, die ihn vor Gott stellt, diese Negativität verleugnet und sich selbst eine positive Identität verschafft, sich also selbst Gott ist. Damit verfehlt er nicht nur seine Bestimmung zum Gottesverhältnis (sein Wesen als „Bild Gottes“), sondern zugleich auch die damit gegebene Bestimmung zur zwischenmenschlichen Gemeinschaft und zur Sinngemeinschaft mit der Schöpfung insgesamt: Indem er seine Identität zum Gesetz des Verhältnisses zum Anderen macht, bezieht er sich daran letztlich nur auf sich selbst. Indem der Andere Funktion der eigenen Identität ist, ist er selbst gleichgültig. Der Mensch kreist im Verhältnis zum Anderen doch nur um sich selbst; sein Fürsichsein hat sich verabsolutiert.

2. Das Heil in Christus. Glaube, Rechtfertigung, Heiligung

Das Heil in Christus, das Heilwerden bezieht sich primär auf die Sünde, dessen Wesen ich als das tödliche Umsichselbstkreisen des Menschen im Verhältnis zum andern Menschen und zur Schöpfung gekennzeichnet habe. Die verborgene, ja konstitutiv verleugnete Wahrheit des Sünders nach innen ist die Einsamkeit und Sinnlosigkeit in diesem Umsichselbstkreisen, und schließlich die Angst des Todes, in der sich diese Einsamkeit und Sinnlosigkeit spiegelt. Darauf, auf die selbstverschuldete, abso-

lute Getrenntheit des Menschen, bezieht sich die christliche Rede vom Heil – was so freilich nicht nur ein Gesundwerden der Seele bedeutet, sondern dass der ganze Mensch, die Person in ihre göttliche Bestimmung, in ihren Sinn kommt. Das verkehrte Fürsichsein und damit auch seine Angst, Einsamkeit und Sinnlosigkeit werden überwunden, indem der Mensch neu in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen wird und darin sein wahres Wesen, seine wahre Identität findet – in der Gemeinschaft, die der Sinn der Welt und des Lebens ist.

Voraussetzung dieses Heilwerdens aber ist die Selbsterkenntnis im Unheil. Denn zum Umsichselbstkreisen des Menschen als Wesen der Sünde gehört, dass er die Wahrheit dieses Umsichselbstkreisens (in dem er seine Identität zum Gesetz des Verhältnisses zum Anderen macht) verleugnet. Die neue Gemeinschaft, die das Heil ist, kann ihn nur erreichen, wenn er selbst seine Getrenntheit realisiert: dass er mit seiner ganzen Welt, in der er nur sich selbst spiegelt, tödlich einsam ist. Dass die Identität, die er sich selbst verschafft, nichtig ist, leer.

Erst, indem er dies realisiert, als Unterbrechung, Krise seines (gemeinschaftlichen) Umsichselbstkreisens, steht er erneut vor Gott. Indem er die Nichtigkeit seines Fürsichseins realisiert, steht er erneut vor dem ganz Anderen.

Nach paulinischem, aber auch lutherischem Verständnis geschieht diese Selbsterkenntnis, die Voraussetzung des Heils ist, durch das Wort Gottes als Gesetz. Indem ich mit dem Gesetz des wahren Lebens konfrontiert werde, das von mir (etwa in Gestalt des doppelten Liebesgebotes) die Hingabe des Fürsichseins fordert, muss ich erkennen, dass dies dem Gesetz meiner Identität (dem Gesetz der Sünde) widerspricht.

Diese Weise der Selbsterkenntnis setzt freilich ihrerseits schon voraus, was in unserer Gegenwart nicht ohne weiteres voraussetzen ist: nämlich dass die Verkündigung des Gesetzes Gottes insofern relevant ist, als der Mensch sich bereits vor Gott versteht. Wie kann er zur Selbsterkenntnis kommen, wenn dies nicht der Fall ist? Sicher kann auch eine von außen veranlasste Krise, ein äußeres Scheitern des Prinzips der Selbstsorge eines Selbsterkenntnis in der absoluten Negativität des Fürsichseins bewirken, in der Nichtigkeit der Identität, die ich in mir selbst, aus mir selbst, durch mich selbst habe (Luther). Im theologischen

Sinn vollständig ist die Selbsterkenntnis freilich erst, wenn sie eine Selbsterkenntnis coram deo, vor Gott ist, wenn also das Leben in der Struktur der Selbstsorge als Verfehlung des Gottesverhältnisses verstanden wird, zu dem ein Mensch als Geschöpf und Bild Gottes bestimmt ist.

Wenn die konstitutiv verleugnete Wahrheit des Sünders, also des In-sich-, Ausschich-, Durchsich-Lebens die absolute Einsamkeit ist, die vor allem die Angst des Todes anzeigt, dann besteht das *Heil* nun darin, dass Gott zum Menschen eben in der Verlorenheit dieser Einsamkeit und Angst gekommen ist, um ihn in seine Gemeinschaft aufzunehmen. Deshalb ist das Zentralsymbol des christlichen Heils das Kreuz. Die Selbsterkenntnis als Voraussetzung des Heils bedeutet dann nichts anderes, als dass der Sünder am Kreuz Christi seine eigene Wahrheit erkennt: seine Verlorenheit, Einsamkeit, Angst usw. Dort wo Gott sich mit dem Menschen, mit der Verlorenheit des Sünders identifiziert hat, identifiziert sich dann der Sünder selbst. Die Gemeinschaft Gottes mit dem für sich verlorenen Menschen aber, die der auferstandene Gekreuzigte bedeutet, vermittelt sich dann darin, dass sie (als Wort Gottes) zugesprochen wird und der Einzelne sich darauf verlässt. Das Heil verwirklicht sich also im Glauben.

Glauben ist dabei nicht primär als einseitiger subjektiver Akt aufzufassen. Glauben ist auch nicht eine Leistung, die der Mensch für sich aufbringen müsste oder könnte. Er bedeutet auch nicht etwa einen im Vergleich zur Verstandeserkenntnis minderen Grad des Wissens, eine mindere Form des Überzeugtseins. Glauben bedeutet, ausgehend vom Bewusstsein, im Fürsichsein verloren zu sein, sich zu verlassen und die Gemeinschaft zu realisieren, die Christus ist. Glauben setzt die völlige Selbsterkenntnis des Menschen in der Reflexion seines Fürsichseins voraus und bedeutet, sich auf die Zusage der Gemeinschaft Gottes zu verlassen und darin (in dieser Gemeinschaft) seine Identität, die Wahrheit seines Lebens zu finden. Glauben bedeutet also, seine Identität nicht in sich und aus sich haben, sondern in der Gemeinschaft, die der gekreuzigte und ins Leben Gottes auferweckte Christus darstellt und die zugleich jetzt und künftig als Wahrheit des gemeinsamen Lebens vollzogen wird. Indem sich das Fürsichsein darauf verlässt, bestimmt der Geist der Gemeinschaft

Gottes mit dem Menschen das Denken und Leben. Der Glauben impliziert zwar auch ein geschichtliches und systematisches Verständnis des Evangeliums, entscheidend aber ist, dass im Sichverlassen der Geist der Gemeinschaft das Leben bestimmt.

Die Wahrheit des Lebens, das im Glauben an Christus gelebt wird, liegt darin, dass nicht ich für mich selbst und in mir selbst Subjekt des Lebens bin, sondern dass Christus, also Gott in seiner Gemeinschaft mit allen Menschen, in mir Subjekt des Lebens ist. Im Glauben an seine Liebe, im Sichverlassen auf sie, bestimmt sie in mir mein Leben zur Wahrheit: zum Leben, was diese Gemeinschaft als Kommunikation vollzieht.

Hier lässt sich Gal.2,19f. zitieren: *„ich bin durchs Gesetz dem Gesetz gestorben, damit ich Gott lebe. Ich bin mit Christus gekreuzigt. Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben.“*

Das Gesetz Gottes (die Forderung des wahren Lebens) offenbarte mir die Nichtigkeit des Lebens, das ich für mich und in mir und aus mir führe – freilich nun so, dass genau in dieser Nichtigkeit Christus zu mir gekommen ist, sich mit mir vereint hat (vgl. EG 341, 7). Das Subjekt des Lebens erscheint nun verdoppelt, in einer kommunikativen Polarität: „ich lebe“, als dieses Geschöpf, als dieser lebendige Leib mit seiner Lebensgeschichte. Dass dies aber nun ein Leben im Glauben ist, bedeutet: „Christus lebt in mir“. Dass die Gemeinschaft des wahren Lebens schon gegenwärtig ist, aber auch noch vollzogen wird, äußert sich in der Spannung des Selbstverhältnisses des Glaubenden: im Glauben beziehe ich mich auf Christus als das wahre Leben (seine Vorwegnahme, sein Prinzip) in mir. Er ist die ewige, allgemeine Gemeinschaft des wahren Lebens, die mein Leben bestimmt. Denn indem sie Gegenstand des Glaubens ist, vollzieht sie sich zugleich. Christus, der als ewige Gemeinschaft Gottes mit allen Menschen *außer* mir ist, bestimmt *in* mir mein zeitliches Leben zu dieser Gemeinschaft.

In dieser Gemeinschaft, die ich im Glauben realisiere, liegt die wahre Freiheit eines Christenmenschen – die Freiheit von der Selbstsorge, also vom Gesetz des Umsichselbstkreisens

und allen religiösen und profanen Gesetzen und Geboten, die ich vermeintlich erfüllen muss, um meine Identität aufrecht zu erhalten. Und die Freiheit von der mehr oder weniger verborgenen Angst, die die Konsequenz dieser Selbstsorge war. Und schließlich die Freiheit von der Notwendigkeit, die Sinnlosigkeit zu verleugnen – die Freiheit, nun überall in der Schöpfung dem Sinn zu begegnen, der das Leben erfüllt.

Diese Freiheit, eben weil sie in der geschenkten Gemeinschaft liegt, ist nicht leer. Das Leben im Heil ist ein Leben, das seine Identität in der Gemeinschaft findet. Dem Leben in Christus entspricht das Leben im Nächsten:

„Aus alledem folget der Beschluß, dass ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christo und seinem Nächsten, in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe.“ (Von der Freiheit eines Christenmenschen, These 30)

Heiligung bedeutet dann zum einen, dass das Leben im Verhältnis zum anderen Menschen der im Glauben wirklichen Gemeinschaft (also: der Identität in Christus) durch Hingabe des Fürsichseins entspricht, zum anderen die Ausbildung dieser Identität in Christus selbst.

Denn – auch das ist eine lutherische Einsicht – der Christenmensch, der in Gott lebt und im Nächsten, fällt auch immer wieder in sein Fürsichsein und die Versuchung seiner Verkehrung zurück, und unterliegt mehr oder weniger dem gesellschaftlich mächtigen Erbe dieser Verkehrung. Immer wieder bedarf er der entsprechenden Selbsterkenntnis. Den Widerspruch zwischen Verkehrung und Heiligung müssen wir austragen, solange wir leben.

3. Heilung des Leibes kraft des Glaubens?

Was hat die Gottesgemeinschaft, die Überwindung der Verlorenheit und ihrer Angst durch das Sichverlassen auf Christus mit dem leiblichen Leben zu tun, mit Gesundheit und Krankheit? Ich möchte mit einem Erlebnis beginnen, dass ich als Theologiestudent vor 25 Jahren in Tübingen hatte.

Ich war wegen einer Nierenerkrankung im Krankenhaus und freundete mich dort mit einem gleichaltrigen

Bettnachbarn an, der an Nierenkrebs erkrankt war. Später entwickelt sich daraus eine Sterbebegleitung. Eine Schlüsselsituation war die Frage des Freundes an mich als Theologen, ob nicht ein Wunder geschehen könne. Die Antwort lag im Verweis auf das Kreuz. Dass Gott zu uns am Kreuz kam, ist das Entscheidende – er kennt unseren Schmerz, unser Leiden, unseren Tod, unsere Einsamkeit, und lässt uns nicht allein. Unsere Botschaft ist nicht, dass Gott Jesus durch ein wunderbares Eingreifen vor dem Kreuzestod gerettet hat. Sondern: dass er uns in der äußersten Nichtigkeit nicht allein lässt. Wir können uns auf ihn verlassen, jetzt und im kommenden Tod, und indem wir uns auf ihn verlassen, gehören wir zu ihm.

Auch wenn ich daran festhalte: entscheidend ist das Kreuz – so gibt es im Neuen Testament allerdings darüber hinaus auch einen weiteren Befund. Sowohl von Jesus als auch von Jüngern und Aposteln werden Heilungen berichtet. Ob Leib oder Seele geheilt werden, ob die lebensfeindliche Verhärtung des Umsichselbstkreisens oder eine leibliche Krankheit überwunden wird, lässt sich dabei oft kaum trennen. Zum Beispiel ist die Heilung des Taubstummen Mk. 7,31ff., indem Jesus im Namen der kommenden Gottesherrschaft befiehlt: tu dich auf!, auch ein Paradigma für die Überwindung der Verschlossenheit in der Selbstsorge. Auch wenn der Sohn Gottes allein kraft des Wortes böse Geister austreibt wie etwa Mk. 5,1ff., lässt sich das als Überwindung des den Einzelnen besitzenden, auch die natürlichen Lebens- und Sozialverhältnisse zerrüttenden Geistes verstehen, durch den der Mensch in sich selbst gefangen ist.

Wenn nun pointiert von der Heilung leiblicher Gebrechen die Rede ist, ist die Bedeutung des Glaubens entscheidend. Hier ist z.B. Mk. 5,21/Lk.8,40ff. (blutflüssige Frau) zu vergleichen. Einerseits heilt Jesus (einem antiken Stereotyp entsprechend) allein durch Gegenwart bzw. Berührung. Andererseits spricht er zu der bereits geheilten Frau „dein Glaube hat dich gesund gemacht“. Ähnlich dialektisch verhält es sich in Lk. 17,11ff.: Jesus heilt 10 Aussätziges, aber dem einen, der dankt, sagt Jesus: „dein Glaube hat dir geholfen“. Auch wenn der letzte Vers Redaktion des Lk. ist – der Sinn ist doch, dass wahre, Leib und Seele umfassende Heilung nur gegeben ist, indem die Gnade auch im Glauben als solche dankbar empfangen wird.

In der Apg. 14,8ff. heilt Paulus den Lahmen durch den Befehl: „steh auf“ – aber erst, als er merkte, dass dieser *glaubte*, ihm könne geholfen werden. Nach Apg. 3 wird die Heilung ebenfalls eines Gelähmten durch Petrus geschildert. Sie geschieht im Namen Jesu Christi, durch den im Namen Christi gegebenen Befehl, aufzustehen. Petrus interpretiert hier diese Heilung in einer Predigt so: „durch den Glauben an seinen Namen hat sein Name“ den Kranken „stark gemacht, und der Glaube, der durch ihn [also: den Namen Christi] gewirkt ist, hat diesem die Gesundheit gegeben“. Gesund macht der Name Christi, also die Gegenwart Christi in seiner Verkündigung. Aber dies geschieht nur durch den *Glauben* an seinen Namen, der selber Wirkung dieser Gegenwart ist.

Die Heilung ist also zum einen Wirkung *von außen*, durch das im Namen des kommenden Reiches Gottes gesprochene Wort Jesu bzw. das im Namen Jesu Christi gesprochene Wort von Jüngern oder Aposteln, in dem Christus schöpfungsmächtig gegenwärtig ist. Zugleich aber geschieht die Heilung nur kraft des eigenen Glaubens, also *als Innenwirkung*. Freilich ist der Glaube dabei gerade nicht als Leistung des Kranken zu verstehen, sondern vielmehr umgekehrt als völliges Vertrauen, Sichverlassen und Empfangen. Genau darin liegt die ‚helfende‘ Wirkung von Innen, die der Zuwendung Christi von außen entspricht. Im Glauben an den Namen Christi, also die in seiner Verkündigung vermittelte Gegenwart Christi, wirkt diese Gegenwart auch auf den Leib – und zwar in der Regel dann, wenn diese Gegenwart durch ein sich auf die Situation des Kranken beziehendes, wort- und evtl. auch zeichenhaftes Handeln im Namen Christi (durch Jünger, Apostel, Gemeinde) konkretisiert wird (vgl. auch Apg. 9,32-35; 4,30).

Hat es solche Heilung kraft des Glaubens wirklich gegeben, ist sie denkbar und auch heute möglich? Auch wenn eine solche Heilung nicht supranaturalistisch zu denken ist (weil der Supranaturalismus den Naturalismus voraussetzt), so kann ich doch ihre Möglichkeit (jenseits von Supranaturalismus und Naturalismus) nicht ausschließen. Der Geist (Gottes) ist nicht nur eine theoretische Wirklichkeit, sondern eine durchdringende, verändernde Lebenskraft. Aber er steht nicht zur Verfügung. Außerdem bleibt festzuhalten, dass auch für den Kranken eine solche (unmögliche) Möglichkeit keinesfalls das Entscheidende

sein kann. *Der Glaube verhindert nicht leibliches Sterben, Leid und Tod.* Besser gesagt: Gott verhindert nicht leibliches Sterben, Leid und Tod. Gerade darin, dass auch Jesus am Kreuz starb, liegt das entscheidende Heil, weil Gott sich hier mit dem Menschen in seiner auch unausweichlichen Verlorenheit identifiziert hat. Entsprechend meint seine Auferweckung auch nicht die Wiederbelebung des Leichnams, sondern die in ihm uns allen verheißene Aufnahme in Gottes ewiges Leben.

Abschließend ist zu fragen, was aus dem Gesagten für das kirchliche Handeln folgt. Schon im Neuen Testament deuten sich ja bestimmte Gemeineregeln im Umgang mit Kranken an. Die Frage hat z.T. auch eine kontroverstheologische Bedeutung im Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche. Bekanntlich wird römisch-katholisch die Krankensalbung durch den geweihten Priester als Sakrament verstanden. Dies muss als kirchliche Überhöhung der in Mk. 6,12f. einmal im Anschluss an die Sendung durch Jesus berichteten Krankensalbung durch Jünger erscheinen. Der Bericht ist recht stereotyp und lässt auf einen entsprechenden Brauch in der markinischen Gemeinde schließen, der sich hier dokumentiert. Im Zusammenhang mit der Bußpredigt und der Austreibung böser Geister heißt es: „und sie salbten viele Kranke mit Öl und machten sie gesund“. Öl war ein zeitgenössisches Heilmittel, scheint hier aber auch zum sinnlichen Zeichen der heilenden Gegenwart der Gottesherrschaft zu werden. – Bei Jakobus ist die Salbung ausdrücklich Element einer geistlichen Gemeindeordnung: die Ältesten sollen über dem Kranken beten „und ihn salben mit Öl im Namen des Herrn“; die Hilfe wird dabei wiederum dem „Gebet des Glaubens“ zugeschrieben (Jak.5,14-16).

Zwar wird hier in einem spezifisch sinnlich-kommunikativen Ritus der (kranke) Leib in das Vertrauen auf die Gottesgemeinschaft einbezogen. Aber von einem kirchlichen Sakrament in dem Sinn, dass sich hier die Gegenwart Christi an einen sinnlich-leiblichen Vollzug bindet, kann nicht die Rede sein.

Gleichwohl kann m. E. ein solcher, Wort und sinnliche Zuwendung verbindender Ritus, der den Leib in das Vertrauen auf die Gottesgemeinschaft einbezieht, eine sinnvolle seelsorgerliche (oder nun besser: person-sorgerliche) Gemeindepraxis sein. Elemente können das Gebet und auch eine Salbung sein – wenn der Ritus entsprechend eingeführt und auch klar

von magischer Gesundbetei abgegrenzt ist. Auch die heilende Kraft des Sichverlassenkönnens ist nie zu operationalisieren – sonst wäre der Glaube ein Werk.

Ob sich eine heilsame Wirkung einer solchen Praxis nur auf die Seele, auf den Leib, oder eben einfach auf die Person bezieht, ist nicht theoretisch zu entscheiden. Jedenfalls kann die Gemeinschaft Christi, wie sie so in einer zugleich geistlichen und leiblichen Zuwendung vielleicht erfahrbar ist, die Angst und die Einsamkeit des Kranken zu heilen beginnen und die Bedeutung der Krankheit und selbst des Sterbens entscheidend relativieren. Dabei wird zeichenhaft deutlich, dass die Gemeinschaft Christi den Menschen auch in seiner Leiblichkeit umfasst und nicht nur das Denken oder die Seele.

Zu der heilsamen Wirkung einer entsprechenden kirchlichen Praxis gehört dann sicher auch die leibliche Anwesenheit der Gemeinde, ihre Zuwendung in Gestalt des Pastors (der Pastorin) oder der Ältesten – wie es überhaupt Leib und Seele des Kranken guttut, wenn auch medizinische Behandlung und Pflege als personale Zuwendung im Geist christlicher Gemeinschaft zu erfahren sind.

1) Vortrag bei der Mitgliederversammlung der „Internationalen Konferenz theologischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie e.V.“ (www.internationale-konferenz-diakonie.de) am 17.09.2011.

*Prof. Dr. Tom Kleffmann,
Institut für Evangelische Theologie,
Diagonale 9, Universität Kassel*

LESERBRIEFE

Leserbrief zu „Pfarrstellenbemessung in der EKHN“, Heft 6/2011, S.135ff

Es ist verdientvoll, dass der Pfarrvereinsvorstand der EKHN eine so deutliche Stellungnahme zu der geplanten Pfarrstellenbemessung abgegeben hat, und der Vorsitzende im Interview mit dem verantwortlichen Oberkirchenrat so klar nachfragt. Allerdings nach meinem Eindruck nicht klar genug. Denn wie ich bei meinen Recherchen ‚aus der Ferne‘ herausgefunden habe, wird die EKHN bei den Neueinstellungen böse Überraschungen erleben: Von den 13 Vikaren, die zur Zeit in Herborn sind, werden voraussichtlich 6(!) in den Pfarrdienst der EKHN kommen. Im Herbst wurden 15 examiniert und nur 3(!) waren anschließend be-

reit, in das Vikariat zu gehen. Wie sollen in Zukunft ca. 30-40 Pfarrerrinnen und Pfarrer pro Jahr eingestellt werden?

Das Editorial stimmt in glaubensstarken Lutherschen Molltönen auf eine Zukunft ein, vor der ich schon vor Jahren in der Synode warnte: „Das System zerstört sich selber von oben.“

Ein Zeichen dafür war doch die Nachricht im ekhn-Newsletter über die Herbstsynode: Der langjährige Vorsitzende des Finanzausschusses legt sein Amt nieder und scheidet aus der Synode aus. Ein Hintergrundartikel dazu im Hessischen Pfarrblatt zu lesen, wäre doch eine feine Sache...

*Pfr. Dr. Siegfried Sunnus,
Krefelder Str. 12, 10555 Berlin*



Leserbrief zur Ausgabe 6/11

Sehr geehrter Amtsbruder!

Bei den Hessen-Nassauischen persönlichen Nachrichten ist offenbar ein Durcheinander entstanden: eine lange Liste „Ordinationen“ mit Geburtstagsdaten – ich befinde mich mit dem 1. Januar 2012 auch darunter – einschließlich der Ordinationsdaten. Die Überschrift „Geburtstage“ fehlt. Ich habe alle Daten nachgerechnet: bis Ulrich Heyn handelt es sich offensichtlich um 60 – 90 jährige Geburtstagsjubiläen; bei Ernst Kühler bin ich mir nicht sicher, ob der 1.12.1961 sein 50ster Geburtstag oder sein Goldenes Ordinationsjubiläum ist. Danach kann es sich nur noch um Ordinationsdaten handeln. Zur Ergänzung: ich hatte am 8. November 2011 mein 30jähriges Ordinationsjubiläum, aber das wird offensichtlich nicht erwähnt, die anderen Daten sind 25, 40, 50 usw.

Ich wünsche Ihnen ein erholsames Weihnachten und ein friedliches Neues Jahr! Als ich noch im Streß des Pfarramtes war, fiel mir auf: „Wer zu schnell arbeitet, braucht mindestens die doppelte Zeit.“ Gönnen Sie sich Erholungszeiten, besonders wenn es zu dicke kommt. Ich lebe hier in Ungarn und halte seit 2001 an 3 Sonntagen im Monat Gottesdienst und es macht mir sehr viel Freude, weil keine Verwaltung dabei ist, denn: „Als der Teufel nicht

mehr wusste, wie er die Pfarrer von der Arbeit abhalten sollte, erfand er die Verwaltung.“ Unsere liebe, gute, alte Kirche sollte die Verwaltung denen überlassen, die dafür ausgebildet wurden, z.B. durch ein Rollendes Rentamt: Je nach Erfordernis ist ein Rentamtsangestellter/Mitarbeiter oder -in in der Woche von Pfarrbüro zu Pfarrbüro für ein paar Stunden beschäftigt, allen Verwaltungskram zu erledigen, während der Pfarrer oder die Pfarrerin Hausbesuche macht. Ich fordere mehr Luft für die Pfarrer statt die Gängelung durch immer neue Vorschriften und Aufgaben. Man oder Frau kann doch höchstens 10% davon erledigen. Jesu Wort: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“ muss dringend neu gelernt werden. In diesem Sinne ein gesegnetes, geruhsames neues Jahr. Ich bin übrigens seit dem 13. Juli 2002 von der ev. luth. Kirche Ungarns ehrenamtlich hier in der Region für die Deutschen beauftragt, und da mich keiner dafür bezahlt, dank der guten Pension (zuviel zum Überleben und zu wenig, um damit etwas anzufangen – Originalauspruch von Prof. Eugen Ludwig Rapp, Mainz, verstorben 1977) kann ich mir das leisten, kann mich auch keiner rausschmeißen.

*Mit geschwisterlichen Grüßen
Ihre Karin Weisswange*

FÜR SIE GELESEN

Reinhard Heubner, Geschichten aus Kleindottersdorf. Druck- und Verlagshaus Thiele und Schwarz, Kassel 2011. ISBN 978-3-87816-119-6; 9,95 €

Reinhard Heubner, 23 Jahre Gemeindepfarrer und seit 1996 Chefredakteur beim Kasseler Sonntagsblatt, legt kurz vor dem Beginn seines Ruhestandes als sein „erstes Werk“ ein kleines Erzählbändchen mit den „Erlebnissen des Pfarrers Klaus Gräf“ vor – wobei er am Ende der Erzählungen ankündigt, dass es „zu späterer Zeit“ weitere Geschichten aus „Kleindottersdorf“ geben wird. Klaus Gräf – wie alt er eigentlich ist, wird nicht ganz klar, aber so viel zumindest lernt man, dass er zwei schulpflichtige Kinder hat! – muss die Stelle wechseln, weil seine Frau ihn verlassen hat, zu sei-

nem besten Freund gezogen ist und darum die Scheidung bevorsteht. So kommt er nach Kleindottersdorf – eine ganz offensichtlich sehr kleine Gemeinde mit einem kleinen Kirchenvorstand, einer Predigtstelle (?), angeblich drei Dörfer, heißt es, aber von den anderen beiden Dörfern erfährt man nichts. Und so sind die Erlebnisse des Pfarrers und die Erfahrungen mit den Dorfbewohnern ganz auf „Kleindottersdorf“ bezogen: „Pfarrer für alle Fälle“ will Klaus Gräf sein – und ich spüre dem Erzähler ab, dass er seine Erfahrungen als Gemeindepfarrer in der nordhessischen „Provinz“ erinnert und vergegenwärtigt – freilich Erfahrungen aus einer, wie mir scheint, doch wohl vergangenen Zeit: traumhaft, eine ganze Pfarrstelle in diesem Zuschnitt; heute dürften die Probleme von Pfarrern und Pfarrerinnen auch in den Landgemeinden ganz anderer Art sein; ich finde, man merkt es Heubner an, dass er seit mehr als 15 Jahren kaum mehr Praxis in der Gemeinde hat; mir jedenfalls fiel dies vor allem ein, als ich seine Schilderung von KU und Konfirmanden-„Prüfung“ oder Predigtvorbereitung las. Das ändert freilich nichts an dem humorvoll beschwingten, liebevollen Blick auf einen Pfarreralltag auf dem Lande mit all seinen Unwägbarkeiten: Mithilfe bei der Geburt eines Kälbchens, die Beerdigungsansprache eines ihm noch Unbekannten, die der Wirklichkeit kaum entspricht, die Freiluftaufführung des Krippenspiels, Schlichter bei nächtlicher Randal, Übernahme der Chorleitung und die Folgen, die resolute KV-Vorsitzende, die ihn verkuppeln will – und immer wieder die kleinen und großen privaten Probleme: die Kinder, die ihre Beziehungen im Dorf schneller aufbauen als der allein erziehende Vater; die Tochter, die Reli verlassen will; der Unfall des Sohnes und die Auseinandersetzung mit einer Ärztin, und nicht zuletzt die neue große Liebe des Pfarrers, im Urlaub auf Fuerteventura gefunden (Was, Du bist Pfarrer? Siehst gar nicht wie ein Pfarrer aus!). Mir geht es dabei freilich so, dass ich die „Liebesgeschichte“ als etwas zu dominierend empfinde für ein Büchlein mit „Geschichten aus Kleindottersdorf“, auch wenn ich Heubners Bemühen nachvollziehen kann, den „Pfarrer“ immer wieder so „menschlich“ wie möglich darzustellen. Heubner kann schreiben und erzählen. Aber ich finde, dass es den Geschichten auch immer wieder anzumerken ist, dass sie als Einzelerzäh-

lungen konzipiert waren; schade, dass er es vergessen hat, dies für das Büchlein zu bearbeiten und Brüche und Wiederholungen zu beseitigen. Originell und wirklich hübsch finde ich den Einfall, das Buch mit Kinderzeichnungen von Julia Heubner (eine Enkeltochter?) zu illustrieren: das schmückt und vertieft die Eindrücke beim Lesen; und so sind die 104 Seiten im Nu gelesen – und man hat sein Vergnügen dabei.

*Lothar Grigat,
Kasselweg 20, 34225 Baunatal*



Hans-Heinrich Herwig, „Man weiß, dass ich niemanden fürchte“. Karl Grein 1881-1957. Pfarrer im Arheilger Kirchenkampf, Verlag Justus von Liebig, Darmstadt 2011, 350 S., 34 Abb., ISBN 978-3-87390-301-2; 19,80 €

Über den Arheilger Ortspfarrer Karl Grein (1881-1957), führendes Mitglied der Bekennenden Kirche (BK) in der Nazi-Zeit, über dem fortdauernd das Damoklesschwert von über die Suspendierung noch weit hinausgehenden staatlichen Zwangsmaßnahmen schwebte, hat jetzt Hans-Heinrich Herwig, aktiver Darmstädter Kirchenvorsteher, eine umfangreiche Biographie vorgelegt. Karl Grein und seine ihm treu zur Seite stehende Gemeinde standen auch bereits im vergangenen Jahr im Zentrum einer Vortragsreihe und einer Fotoausstellung in der Arheilger Auferstehungsgemeinde (publiziert unter dem Titel „Schwarzer Karl“. Ein mutiger Arheilger trotz den Nazis, Verl. Justus von Liebig, Darmstadt 2011). Diese Erinnerungsarbeit steht zudem im Zusammenhang der Bemühungen der EKHN, die achtbändige Dokumentation zum Kirchenkampf in der Landeskirche zur Nazi-Zeit wissenschaftlich auszuwerten. Das hier anzuzeigende Buch Herwigs hat somit auch eine Vorreiterfunktion und mag weitere Arbeiten anregen und auslösen. Verf. stützt sich dabei auf ein Quellenmaterial, das weit über das hinausgeht, was in den Bänden der Kirchenkampfdokumentation vorgelegt wurde, als da sind: der persönliche Nachlass Greins, darunter von ihm verfasste Erinnerungen zur Entstehung der vorläufigen Kirchenregierung von Hessen-Darmstadt nach dem Kriegsende, sein amtlicher und privater Briefwechsel, seine Amtska-

lander, sein Kriegstagebuch im 1. Weltkrieg, seine Berichte im Ev. Gemeindeblatt und in der Ev. Sonntagszeitung, Gestapo- und Staatsanwaltsakten, die Arheilger Pfarrchronik, Akten aus dem Zentralarchiv der EKHN und nicht zu vergessen zahlreiche Fotos aus dem Privatbesitz der Familie. Als Buchmotto wählt Verf. eine Selbststilisierung Greins „Man weiß, dass ich niemanden fürchte“, die ihn ebenso charakterisiert wie das von ihm später favorisierte Motto „Helfen, raten, dienen“, mit dem die besondere Vorliebe Greins für die Diakonie, der er lebenslang verbunden bleibt, zum Ausdruck gebracht ist.

Der Biographie vorangestellt ist eine elaborierte Einleitung aus der Feder von Karl Dienst, in der dieser eine Lanze für die Biographie als einem unverzichtbaren Genos der Geschichtsforschung bricht und Grein als Pfarrer in eine vor allem seelsorgerlich ausgerichtete Volkskirche einordnet. Verf. legt zunächst im Anschluss an Greins Forschungen selbst dessen familiäre Wurzeln frei und rekonstruiert einen weitverzweigten Familienverband von gestandenen Handwerkern, Juristen und vor allem Theologen (dabei entsteht gewissermaßen als Nebenprodukt nahezu eine kurze Geschichte der Darmstädter Privatschulen). Greins prägende Einstellungen und Grundüberzeugungen wie Toleranz und Nächstenliebe wurden ihm vor allem in seinem Studium eingeprägt, so der Verf., die Begegnung mit Friedrich Bodelschwingh (d. Ä.) in Bethel habe ihn dann zum Mann der Inneren Mission gemacht. Aus dem Kriegseinsatz Greins im 1. Weltkrieg erkennt Verf., dass Grein kein Mann der Etappe war, er wollte helfen, wo die seelische und die leibliche Not am größten war, in den Feldlazaretten und Hauptverbandsplätzen; auch die Notlage der französischen Bevölkerung wäre Grein nicht verborgen geblieben genauso wie die frühzeitige Erkenntnis von der Sinnlosigkeit des Krieges. Grein bezieht Stellung zu politischen Themen (Wahlrecht) und zur sozialen Frage (Kontakt mit den religiösen Sozialisten und ihrem ´Frontmann´ Emil Fuchs, diskutiert die Gründung einer sozialen Vereinigung). Nach Bewerbung noch beim hessischen Großherzog als dem Landeskirchenherrn für die Pfarrei Arheilgen erfolgt seine Amtseinführung bedingt durch die Nachkriegswirren erst am 22.2.1920.

Das 6. Kap. ist dann eine Art *feature* von Arheilgen und seinen Bewohnern mit den Stichworten separatistische Umtriebe, ständige Schikanen der frz. Besatzungsmacht gegenüber der Bevölkerung, die Versorgungsprobleme und viele andere Felder, aus denen deutlich wird, wie sehr Grein zu einer Leitfigur in Arheilgen wurde.

Im Zentrum des Buches, von Kap. 7 an, stehen die großen Konfliktlinien innerhalb der Ev. Kirche und die Auseinandersetzungen eines Teils der Pfarrerschaft und der ev. Laien mit dem allumfassenden Machtanspruch eines totalitären Systems. Hier wendet sich Grein deutlicher als viele seiner Amtsbrüder gegen die Umdeutung des Glaubens im Sinne der NS-Ideologie, widersetzt sich mit allem, was ihm zur Verfügung steht, der Organisation der Ev. Kirche nach dem Führerprinzip. „Kirche muss Kirche bleiben“, war seine Grundüberzeugung, die ihn in den Pfarrernotbund und in die BK führte, wo er mit Niemöller in eine dauerhafte Verbindung trat. Die Biographie Greins weitet sich hier zu einer Darstellung der innerkirchlichen Auseinandersetzungen – mit durchaus deutschlandweiten Konsequenzen – aus. Für diesen grundsätzlichen Konflikt ist der sog. Arheilger Kirchenkampf gewissermaßen exemplarisch, in dessen Verlauf Grein mehrfach suspendiert wird, ihm DC-hörige Pfarrassistenten – um ihn zu überwachen und ihm Schwierigkeiten zu machen – zur Seite gestellt werden, der amtierende KV abgesetzt, Kirche und Gemeindehaus zugemogelt werden. Die Gemeinde hält jedoch zu ihrem Pfarrer. Man kann sich nur immer wieder darüber wundern, was sich Grein gegenüber der sonst keineswegs zimperlichen Staatsmacht, einem noch dazu von den Juristen gerechtfertigten Maßnahmenstaat, immer wieder herausnahm: Grein übersteht Anklagen, Suspendierungen, Anzeigen bis hin nach Berlin im Kirchenministerium, er lehnt den Dekan Müller als Vorgesetzten ab, nimmt mit seiner Familie an der verbotenen Ev. Woche in Darmstadt teil, lässt Kirche und Gemeindehaus gewaltsam wieder öffnen (die Türen beider Baulichkeiten waren von der Gegenseite zugemogelt worden). Die Kirchenleitung gibt 1939 mehr oder weniger resignierend auf, Grein zu maßregeln und überwachen zu lassen. Jedenfalls wird ihm kein DC-Vikar mehr vor die Nase gesetzt.

Ein besonderes Ruhmesblatt, ein herausragendes Zeugnis seiner Zivilcourage, war Greins Protest gegen die Behandlung der zusammengeschmolzenen Zahl der Arheilger Juden. Er leistet am 10. 11. 1938 seinen an Leib und Leben bedrohten jüdischen Nachbarn Aron und Johanna Reinhard massive Hilfe nach einem Pogrom mit späterer Todesfolge, nimmt dafür ständige Verunglimpfungen (s. Foto auf der Titelseite) und Bedrohungen in Kauf. Es drängt sich einem fast der Eindruck auf, dass Grein seitens der Nazi-Behörden mittlerweile eine Art Narrenfreiheit genoss. Verantwortlich dafür, dass er kaum noch von der Staatsmacht behelligt wurde, dürften aber sowohl der Kriegsausbruch als auch die geschlossenen Reihen der Arheilger Bevölkerung hinter ihrem Ortspfarrer gewesen sein. Dabei ist nicht zu vergessen, dass 600 Mitglieder von Greins Kirchengemeinde der BK beigetreten waren.

Mit dem Namen Greins ist auch der Neubeginn der Ev. Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) untrennbar verbunden. Verf. hält fest und erläutert, wie dieser Neubeginn, vorbereitet durch erste Gespräche noch vor Ende des Krieges(!) im Arheilger Pfarrhaus, Gestalt annahm. Eine Gedenktafel am Pfarrhaus erinnert daran: Grein war seit dem 13. 4. 1945 Mitglied der vorläufigen Kirchenregierung von Hessen-Darmstadt, an der Gründung der EKHN 1947 war er an vorderster Stelle beteiligt. 1950 übernahm er als erster Personalreferent die schwierige Aufgabe, eine neue Pfarrerschaft in einem Akt der Selbstreinigung zu konstituieren. Die letzten Dienst- und Lebensjahre Greins waren durch schwere private Schicksalsschläge und eigene Krankheiten ungeachtet einer unverminderten Aufgabenfülle und vielseitiger geistiger und kultureller Interessen gekennzeichnet.

Helmut Castritius



Friedhelm Ackva, Gerhard Tersteegen als Briefseelsorger. Grundlagen, Methoden und Aspekte seines erwecklichen Wirkens. Brunnen Verlag, Gießen 2011, VII/200 S. ISBN 978-3-7655-9070-2.

Die dem Mainzer Kirchenhistoriker Gustav Adolf Benrath zum 80. Geburtstag gewidmete und dessen Neuausgabe der Briefe des nieder-

rheinischen Erweckungspredigers Gerhard Tersteegen (1697-1769) im Blick auf das in neuen protestantischen Seelsorgelehren vernachlässigte Thema „Briefseelsorge“ erstmals systematisch auswertende Untersuchung will nicht nur historische Informationen, sondern auch Hilfen für heutige Seelsorgepraxis vermitteln. Diesem Doppelakzent dient zunächst die kundige Einzeichnung des Elements des französischen und spanischen Quietismus aufnehmenden Seelsorgeverständnisses Tersteegens in die Seelsorgetheorien des 20. Jahrhunderts. Seelsorge als Einführung in das Geheimnis der Gegenwart Gottes und seiner guten Wegführung (Mystagogik) und als Sorge um den „Seelengrund“, die Vorordnung praktischer Frömmigkeit und Ethik vor Dogmatik und Kultus, die Zurückhaltung gegenüber einer engen „Seelenführung“ sind einige der Aspekte der auf die Seelsorge an „erweckten“ und „zu erweckenden“ Menschen konzentrierten einschlägigen Bemühungen Tersteegens, die anhand von Biographien und Sachthemen (z.B. Umgang mit Leiden, Krankheit, Sterben und Trauer) behandelt werden. Dabei imponieren die zahlreichen Quellenbelege; sie machen aber auch die Lektüre zuweilen nicht ganz einfach. Im Blick auf die vor allem auch an Sigmund Freud orientierten Seelsorgebewegungen des 20. Jahrhunderts weist Ackva auf die anders gerichtete Fragerichtung Tersteegens im Umgang mit den der Seelsorge bedürftigen Menschen hin: Auf seine Ermahnung, „sich vor allem nicht zuviel mit der Betrachtung und Beurteilung des eigenen Seelenlebens zu beschäftigen“. Für Tersteegen verbietet sich das Nachforschen im Subjekt und Subjektiven, weil das „objektive Heilshandeln Gottes die einzige Grundvoraussetzung für die Seelsorge ist“ (3), geht es ihm doch um die weiterführende Erweckung der Seelen seiner Gegenüber durch die Bewusstmachung dessen, dass Gott es ist, der stets zum Guten handelt: „Der erweckte Mensch soll sich ganz dem Willen Gottes überlassen... Wer sich in dieser Weise Jesus überantwortet hat, hat in ihm den wahren Seelenführer. Der menschliche Seelsorger kann allenfalls ein Wegweiser auf ihn hin sein“ (191).

Was die Frage eines Lernertrags im Blick auf heutige, von anderen anthropologischen und auch theologischen Voraussetzungen ausgehenden Seelsorgepraxis, die den Menschen

auch ohne Erweckungserlebnis und dessen immanente Lebensbewältigung im Blick hat, anbelangt, so sieht Ackva z.B. nicht die Übernahme offensiver oder gar aggressiver „evangelikaler“ Missions- und Seelsorgestrategien amerikanischen Ursprungs durch den Hinweis auf Tersteegen gedeckt (128)! Aus eigener Seelsorgepraxis kommt er zu folgendem „lohnenden Annäherungsversuch“: „Gerade die Fremdheit und das manchmal Befremdliche an Tersteegens Art können auch noch heutigen Seelsorgerinnen und Seelsorgern helfen, nicht nur in der Alltäglichkeit der Gespräche stecken zu bleiben. Es geht bei seelsorgerlicher Begleitung, ganz gleich ob im Gespräch, per Brief oder Mail, m. E. auch darum, die weiterführenden geistlichen und auch erwecklichen Momente nicht aus den Augen zu verlieren, sondern sie wieder neu – um der Menschen und ihres Heils willen – in den Blick zu nehmen“ (191).

Eine gelungene, während eines Studienaufenthalts am Greifswalder „Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung“ entstandene Studienarbeit des Bernath-Schülers und Mainzer Gemeindepfarrers!

Karl Dienst

BUCHHINWEIS

Hessen gehören zu Meistern der Kirchenmusik Alsfeld-Eudorfer Posaunenchor und Friedrich Karl Barth in „Meister der Kirchenmusik“ porträtiert

Der Dichter und Pfarrer Friedrich Karl Barth und der Eudorfer Posaunenchor aus Hessen sind beispielhaft innerhalb der evangelischen Kirchenmusik. So heißt es in dem Buch „Meister der Kirchenmusik“, das in diesen Tagen erscheint. Die Evangelische Kirche in Deutschland legt im Vorfeld des Reformationsjubiläums 2017 in diesem Jahr den Schwerpunkt auf das Thema „Reformation und Musik“. Aus diesem Anlass stellt der in Frankfurt lebende Theologe und Schriftsteller Georg Magirius in dem Band wesentliche Entwicklungen und Ausprägungen der Kirchenmusik dar, porträtiert die Liederdichter und Komponisten Martin Luther, Heinrich Schütz, Paul Gerhardt, Johann Sebastian Bach und als Vertreter des Neuen Geistlichen Liedes den in Bad Wildun-

gen lebenden Dichter und Pfarrer Friedrich Karl Barth. Barth hat fast zwei Jahrzehnte die Beratungsstelle für Gottesdienst in Frankfurt geleitet. Neben vielen anderen Liedern stammt von ihm das in Deutschland wohl meist gesungene Tauflied „Kind, du bist uns anvertraut“. Johannes Kuhlo steht für die Bedeutung der Posaunenarbeit, dazu beschreibt Magirius unter dem Motto „In einem Meer von Klang“ die voluminöse und inspirierende Wirkung, die der Eudorfer Chor aus Alsfeld auf Zuhörer haben kann.

Georg Magirius ist evangelischer Theologe, hat das 1. und 2. theol. Examen innerhalb der EKHN abgelegt. Seit 2000 lebt er als freier Schriftsteller und Journalist in Frankfurt am Main, seit 2002 gestaltet er musikalische Lesungen u.a. im Hessischen und Bayerischen Rundfunk. „Meister der Kirchenmusik“ ist sein 15. Buch, er lässt darin laut Verlagsankündigung „seine Texte leicht dahinfliegen. Sie informieren ohne je belehrend zu sein.“ Der Band ist geeignet für die, die eine kurze Einführung in die Kirchenmusik suchen, aber auch als Geschenkband für in Gemeinden engagierte Organisten, Chorsänger und Bläser. Das Buch ist gebunden, farbig illustriert, in der Agentur des Rauhen Hauses Hamburg verlegt und im Buchhandel erhältlich: 48 Seiten, 4,99 € ISBN 978-3-37600-1908-6.

*Weitere Informationen und Leseprobe:
www.georgmagirius.de*



Rating-Agentur FS&H droht der Erde mit Bonitäts-Herabstufung

kojote (eb) - **Die Rating-Agentur „Father’s, Son & Holyghost“ (FS&H)**

droht der Erde mit einer Herabstufung der Kreditwürdigkeit. Dem Institut zufolge steht der Erde der Verlust der Bonitätsnote AAA bevor. Der Planet werde auf eine Liste mit negativem Ausblick für zukünftige Investitionen gesetzt.

FS&H-Seniorchef Gott begründete den Schritt am Dienstagabend damit, dass die Probleme in der Erd-Zone ein Maß erreicht hätten, das die Zone als Ganzes unter Druck setze. Als Beispiele nannte Gott eine nur halbherzig bekämpfte Klimakatastrophe, ungerechte Ressourcenverteilung und die Verweigerung von Mitbestimmungsrechten für Milliarden Anteilseigner. Der Rating-Experte bezeichnete auch das seiner Meinung nach häufig verantwortungslose Handeln von Politikern als Grund für die Entscheidung.

Es gebe das Risiko, dass die Erd-Zone noch weiter in die Vertrauenskrise rutsche, hieß es in der auf einer Presse-Cloud veröffentlichten Erklärung. Die Wahrscheinlichkeit liege bei 30 Prozent. „Ein Zwangsausritt aus dem Sonnensystem käme zwar nur als allerletzter Schritt in Frage, ist aber langfristig auch nicht mehr ausgeschlossen“, so der Agenturchef.

Quelle: www.kojote.de/2011

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Ev. Gemeindeamt, Barfußertor 34, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrerverein.

Redakteure: Pfr. Maik Dietrich-Gibhardt, Rosenstr. 9, 35096 Weimar, Tel. (0 64 21) 97 15 86; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94 / Fax (0 56 62) 67 45.

Redaktionsanschrift: Pfr. M. Dietrich-Gibhardt, Haspelstr. 5, 35037 Marburg, Tel. (0 64 21) 91 26 13 / Fax (0 64 21) 91 26 33, E-Mail: m.dietrich-gibhardt@dwo-online.de.

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de

Pfr. Kurt Rainer Klein, Pfaffenwaldstr. 21, 55288 Schornsheim, Tel. (0 67 32) 33 67; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Walkmühlenweg 7, 34613 Schwalmstadt-Treysa; Pfrin. Susanne Holz-Plo-deck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 3. 2012

Inhalt:

Editorial 2

Einladung

5. Theologischer Studientag
in Hofheim am Taunus am 23. April 2012 2

Gemeindelebenaffin 95:5

Gemeindeentwicklung in städtischen Gemeinden
Markus Ambrosy 3

Systematisch-theologische Überlegungen

Heil und Heilung
Tom Kleffmann 10

Leserbriefe 15

Für Sie gelesen 16

Buchhinweis 19

Persönliche Nachrichten 20

Auch das noch 23

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Postvertriebsstück D 1268 F

Gebühr bezahlt beim Postamt Frankfurt 1

Abs.: Pfarrerverein, Melsunger Straße 8 A, 60389 Frankfurt